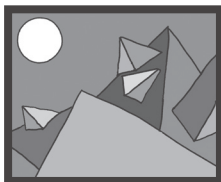


Sabine Haupt
Der blaue Faden. Pariser Dunkelziffern

verlag die brotsuppe



Sabine Haupt

Der blaue Faden.
Pariser Dunkelziffern

Roman

verlag die brotsuppe

Die Autorin dankt der UBS-Kulturstiftung und dem Kulturfonds des Bundesamts für Kultur für ihre Unterstützung.

Wir danken allen, die uns bei den Herstellungskosten geholfen haben.

Personen und Handlung des Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Privatpersonen wären rein zufällig.

Die einzelnen Kapitel tragen nach Ort und Kategorie geordnete Symbole, die den Lacanschen »Mathemen« nachempfunden sind.

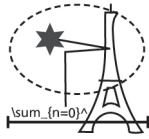
www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-03867-008-7

Der Verlag die brotsuppe wird vom Bundesamt für Kultur mit einer Förderprämie für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Alle Rechte vorbehalten
© 2018, Verlag die brotsuppe, Biel/Bienne
Gestaltung, Satz, Umschlagbild und Matheme:
Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne
Druck: www.cpibooks.de





Paris, Passage des Postes, September 2003

Erst in der Nacht kam Bewegung in den Raum. Unsichtbare Stimmen stiegen an den Mauern empor, ich hörte leises Sirren, darüber dunkle Vokale und die Zischlaute brennender Insekten. Tief in den Steinen pochte eine feindliche Hitze, die in krampfartigen Schüben nach und nach ins Zimmer drang. Ich spürte ihren Druck, sah, wie die Luft durch die Dachluke strömte, um sich draußen mit den Gerüchen der Nacht zu einem beißenden Fluidum zu verbinden, das sich auf den umliegenden Dächern ablagerte und von dort langsam in die Häuser zurücksickerte. Ich ahnte, dass ich Teil dieses Kreislaufs war.

Im Abglanz der Stadt sah ich eine Schar dunkler Vögel, deren Umrisse sich vergrößert auf den Hauswänden abzeichneten. Ich sah die geöffneten Fenster der Dachstuben und die Schornsteine, die eng zusammenstehend den bleigrauen Himmel befangerten. Im Haus war alles still. Abgemagerte Hunde schlüpfen aus Kellern und legten sich leise neben die Bettler am Hauseingang, andere verloren sich stumm im Dunkel der Straßen. Sie hatten es aufgegeben, sich gegen das Ungeziefer zu wehren, das sich tagsüber im Fell und auf der Haut zu schaffen machte und auch nachts sein Krabbeln und Saugen nicht einstellte.

Aus der Dachrinne tropften die Überreste des Tages. Man konnte sie riechen, sogar schmecken, wenn man den Mund öffnete. Irgendetwas lauerte hier, etwas Schwüles, Klebriges, Säuerliches, etwas, das kommen würde, aber noch unentschlossen war, welche Form es annehmen und in welche

Richtung es sich fortbewegen würde. Auch die Hunde schienen zu zögern, wenn sie mit finsternen Augen um die Türstrichen, bevor sie um die nächste Ecke bogen oder hinter dunklen Toren verschwanden, unschlüssig, ob es sich lohnte, an anderen Stellen der Stadt weiterzusuchen oder ob sie sich hier schon zur Ruhe legen sollten, unschlüssig, ob Ruhe überhaupt dasjenige war, nach dem ihnen verlangte.

Ein Wind fegte durch die Gasse. Von einem Baum im Nachbargarten, dessen Zweige über die Mauer wuchsen, fielen angefaulte Granatäpfel auf den heißen, von kleinen Teertümpeln aufgeweichten Asphalt. Manche blieben darin stecken, andere rollten weiter, durch die eitrig gelben Lichtkegel der Straßenlampen, über Betonfugen und die schwarz verschorften Bordsteine des Trottoirs, verloren sich schließlich in der Dunkelheit. Es roch süßlich nach erbrochenem Fleisch und den Ausdünstungen der Betten.

Am Eingang des Nachbarhauses standen zwei Männer. Sie flüsterten, wahrscheinlich um die Schlafenden nicht zu stören. Wussten sie denn nicht, dass in diesen Nächten ohnehin niemand mehr schlief? Einen dritten Mann sah ich im faden Schein der Laterne vor seinem Auto stehen. Er hatte die Motorhaube aufgeklappt, beugte sich vor und wieder zurück und horchte auf die Geräusche des Motors. Eine Art Surren oder Schwirren war zu hören, das an große Kühlschränke oder Windräder erinnerte, aber nicht an ein Auto. Der Mann zögerte, sah sich um, als suchte er etwas, horchte auf, als einer der Hunde zu winseln begann, blickte auf die gegenüberliegende Fassade und schien zu überlegen. Sein Blick blieb an meinem Fenster hängen. Offenbar hatte er den Schatten hinter der Scheibe bemerkt. Jetzt dachte er vielleicht, dass ich auf jemanden wartete, auf einen, der bald in der Straße erscheinen, die schwere, dunkle Haustüre öffnen und das enge Treppenhaus hinaufsteigen würde. Dabei wartete ich schon lange auf niemanden mehr. Auf wen sollte ich hier auch warten?

Diese Stadt kennt nur Passanten, Leute, die vorübergehen, ohne sich umzudrehen.

Anfang Juli war das noch nicht so gewesen. Ich war hergekommen, um zu warten, genauer: um über das Warten nachzudenken und zu schreiben. Das Warten wäre auch jetzt noch gut und richtig gewesen, wenn ich gewusst hätte, worauf ich wartete. Und wenn das, worauf ich wartete oder dachte zu warten, dann auch tatsächlich eingetroffen wäre. Doch ich täuschte das Warten nur noch vor, wie eine alte, sinnlos gewordene Gewohnheit, die man aus irgendeinem vergessenen Grund angenommen hatte, jetzt aber durch nichts Neues ersetzen konnte, weil, so wurde mir täglich klarer, es gar nichts Neues gab. In Wirklichkeit würde gar nichts mehr kommen. Jedenfalls nicht hier in Paris, nicht in der Mitte der Nacht. Daran war nicht zu zweifeln. Trotzdem wartete ich. Auch daran war nicht zu zweifeln.

Es war täglich, zuletzt stündlich, heißer geworden. Nicht einmal das alte Quecksilber-Thermometer am Küchenfenster schien den Temperaturen gewachsen. Die rote Säule hatte beim Hochklettern versucht, die Glasröhre zu durchbrechen, war dann aber zwei Zentimeter oberhalb des Maximalwerts stehen geblieben, unbeweglich, stillgelegt im weißen Niemandsland jenseits meteorologischer Grenzwerte. Vielleicht wussten die Nachbarn, wie heiß es inzwischen war. Ich wusste es nicht. Das Wort »Jahrtausendsommer« machte inzwischen die Runde, im Radio und bald auch auf der Straße, anfangs noch abgeschwächt durch den ironischen Hinweis auf die Jugend des neuen Jahrtausends, dann mit immer größerem Ernst und wachsender Besorgnis. Kein Meteorologe schien bisher in der Lage, das Phänomen erklären zu können. Und noch immer gab es Stimmen, die den ungewöhnlichen Temperaturanstieg für eine Medienerfindung hielten. Im Sommerloch müsse die Hitzewelle – rein informationstechnisch gesehen – Regierungskrisen, Kriege und Attentate ersetzen.

Blieben alle Politiker, Journalisten und Verbrecher für immer in den Ferien, gäbe es außer dem Wetter keine weiteren Vorkommnisse. Normalerweise überhörte ich solche Stimmen. Im Augenblick aber hatten sie fast etwas Tröstliches.

Der Mann schaute noch immer nach meinem Fenster. Ob auch er etwas erwartete? Eine leise Bewegung, irgendein Zeichen von mir, darauf, dass ich ihn in mein Zimmer ließ? Stille.

Ich atme wie im Schlaf, gleichmäßig und langsam, bewege mich nicht. Irgendwann wird er aufgeben und denken, dass er sich getäuscht hat, dass da gar niemand ist, nicht einmal ein Schatten, dass nur die Hitze auf den Fensterscheiben vibriert, nächtliche Spiegelungen und die Stimmen nur ein Zischen in den alten Kaminen. Die Luft steht mir bis zum Hals. Innen und außen sind nicht mehr zu unterscheiden. Man könnte aus sich heraustreten, aus der eigenen Haut ins Freie, es würde keinen Unterschied machen. Es ist, als zitterte die Stadt im Fieber, als spräche sie mit mir, ein Flüstern und Röcheln, dem ich nichts als meinen gleichförmigen Atem entgegenzusetzen habe. Ich verlangsame die Luftzüge, verlangsame den Pulsschlag, verlangsame den Lidschlag, schließe die Augen, schlucke den Dunst des Zimmers.

Ich denke an die Dreharbeiten, die demnächst in der Straße stattfinden sollen. Noch vorgestern sah ich vom Küchenfenster aus das Schild an der Ecke, und auf der anderen Seite, neben der Passage, ein zweites. Man dürfe hier ab nächster Woche nicht mehr parken, heißt es. Sie wollen die gesamte Straße sperren. Es soll alles werden wie früher. Von einer Paris-Kulisse aus den Siebziger Jahren war anfangs die Rede. Eigentlich bloß aus den Achtzigern, meinte neulich der Nachbar aus dem dritten Stock. Man müsse den Müll dann in einen anderen Hinterhof bringen, dort würden die Säcke gestapelt und später abgeholt. Das hätte das Filmteam jeden-

falls versprochen, sagte der Nachbar und lachte höhnisch. Er kenne diese Typen. Wahrscheinlich würden sie sich erst darum kümmern, wenn der Schleim schon aus den Säcken rinne und das ganze Viertel verpeste. »Zu schade, dass Gerüche beim Film keine Rolle spielen«, hatte er noch gerufen und dabei seine Wohnungstür ins Schloss geworfen. Doch jetzt, seit dem letzten Stromausfall, ist mit solchen Problemen wohl nicht mehr zu rechnen. Der Drehbeginn wurde inzwischen zweimal verschoben.

Der Mann unter meinem Fenster ist gegangen. Sein Auto steht noch da. Vielleicht holt er jetzt Hilfe. Vielleicht geht er erst einmal schlafen. Mir fällt der erregende Traum ein, den ich gestern Morgen beim Aufwachen hatte. Ich lag noch einmal mit Adrian im Bett – ja, es muss Adrian gewesen sein oder einer, der sich so anfühlte, als wäre er Adrian. Plötzlich steht ein Fremder neben dem Bett. Ich weiß nicht, was er hier will und wie er hereingekommen ist. Adrian rührt sich nicht. Er scheint fest zu schlafen. Ich hebe die Bettdecke, strecke die Hand aus und hole den zweiten Mann ins Bett. Während er von der Seite in mich eindringt, küsse ich den schlafenden Adrian und fasse in sein Haar. Es fühlt sich ungewöhnlich klebrig an, der Schleim brennt in meiner Hand. Etwas knistert, dann ist alles still. Er hat den anderen nicht bemerkt. Er weiß von nichts.

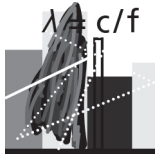
Jetzt hätte ich das Fenster öffnen können. Alles schien ruhig, auf der Straße wie auch am Himmel. Keine dunklen Gestalten, keine schwarzen Sonnen, keine blutigen Monde. Noch klebten die Sterne am Firmament. Dramatische Verdunkelungen waren nicht zu erwarten, keine kosmischen Katastrophen, besonderen Vorkommnisse, die Nacht blieb teilnahmslos, traumlos unbeirrt in konsequenter Gleichgültigkeit, der Himmel leer und transparent, allenfalls gefüllt mit unsicht-

barem Äther. Auch das nur eine Vermutung, die sich später als falsch erweisen sollte. Doch, so fiel mir ein, war nicht eben dieser Stoff das Medium für all die verschollenen Botschaften gewesen, die seit Jahrhunderten an außerirdische Wesen geschickt wurden? Vielleicht waren diese Botschaften gar nicht verloren gegangen. Vielleicht waren sie längst angekommen, nur hatten die Wesen sich nicht dafür interessiert, weil sie nichts zu erwidern wussten, weil die menschlichen Botschaften seltsam uninspiriert waren oder banal oder vollkommen nichtssagend oder überfrachtet mit Einzelheiten, deren Zusammenhang für einen Fremden nicht zu erkennen war. Außerirdische Intelligenzen interessierten sich womöglich gar nicht für Primzahlen und mathematische Formeln, für Zahlenzauber, Symbole, menschliche Regeln, Strukturen und Baupläne. Vielleicht nicht einmal für Physik und Realität. Stattdessen hatten sie, ja, das war sehr viel wahrscheinlicher, einen speziellen Sinn für Schönheit, liebten den Wildwuchs der Wörter und das freie Zusammenspiel der Ideen. Vielleicht mochten sie auch die menschliche Phantasie und hätten wie zutrauliche Tiere von unseren Gedanken geäst, wenn wir sie damit gefüttert hätten, von unseren Gräsern und Kräutern, aber auch von unseren Sprachen, vielleicht sogar von unseren Wünschen. Ja, das alles war gut möglich, man sollte den Kosmos nicht den Mathematikern überlassen! Genauso wenig wie den Theologen. Niemand wusste, wie diese andere Schöpfungsgeschichte verlaufen war, welche Geschöpfe auf fernen Planeten erschaffen wurden und lebten.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Solange sich der nächtliche Himmel von der dunklen Silhouette der Dächer abhob, konnte er noch Dinge in sich aufnehmen und reflektieren, Botschaften empfangen und an ferne Galaxien weiterleiten – mit oder ohne Äther. Ich holte den großen Spiegel aus dem Badezimmer und stellte ihn hinter die Fensterscheibe. In der Nachttischschublade gab es eine Taschenlampe. Auf die

Akustik des Weltalls war kein Verlass, das wusste ich, Sphärenklänge oder Schreie bei offenem Fenster wären die falsche Methode gewesen. Entscheidend beim Versenden von Lichtzeichen sind die Pausen, die Intervalle zwischen den Blitzen. Man sollte die Lampe immer wieder ausschalten. Erst die Dunkelheit zwischen den Signalen bildet den Rhythmus, mit dem ich den Außerirdischen beweisen kann, dass ich existiere. Denn davon werde ich sie überzeugen. Weil meine Zeichen nicht willkürlich sind. Das muss auch ein Außerirdischer erkennen. Weil ich lange genug warte, bevor ich die Taschenlampe ein weiteres Mal anschalte und wieder auf den Spiegel richte. Weil ich Geduld habe. Weil ich sehr lange auf eine Antwort warten kann.

Als Spiegel, Taschenlampe und Fensterscheibe endlich so installiert waren, dass alles im passenden Winkel zueinander stand und erste Signale gesendet werden konnten, ging die Sonne auf.



Von Genf nach Paris, Juli 2003

Bei der Hinfahrt war alles so hell gewesen, so farbig, fröhlich und strahlend. Auch die anderen Fahrgäste freuten sich auf ihre Reise, das war den Gesichtern im Abteil anzusehen gewesen. Während der gesamten Fahrt hatte mir eine Frau mit grauer Hochsteckfrisur und dunkler, rauchiger Stimme gegenüber gegessen. Mir waren ihre sehr gepflegten, unlackierten Fingernägel aufgefallen, ihre großen Ohrstecker aus schwarzem, vielleicht afrikanischem Holz und das etwas zu enge, orangefarbene T-Shirt, das, wie ich erst nach einer Weile bemerkte, genau denselben Farbton besaß wie die Klapptische des TGV. Sie las in einer Illustrierten, seufzte, wenn sie mit dem Kreuzworträtsel nicht zurecht kam, und schien ansonsten ihren Gedanken nachzuhängen. Manchmal huschte der Anflug eines Lächelns über ihr Gesicht. Kurz nachdem ich in Genf zugestiegen war, hatte sie plötzlich aufgeschaut, um sich geblickt und laut gesagt: »Formidable! Heute sind ja kaum Leute unterwegs. Und alles nur Frauen! Wir sind hier wohl in einem reinen Frauenabteil!« Sie lachte, blickte mich an und schien auf eine Antwort zu warten. Ich gab ihr Recht, das sei ja auch, pourquoi-pas?, eigentlich ganz in Ordnung so, warum sollte eine beliebige Menge Menschen nicht auch mal nur aus Frauen bestehen? Kein Problem! Jedenfalls solange niemand uns eine solche Geschlechtertrennung aufzwingt. Sie nickte, schien aber weiter keine Lust zu haben, das Thema zu vertiefen, was ich mit Erleichterung registrierte, denn im Grunde ist es eine dumme und zwanghafte Angewohnheit,

immer irgendetwas Intelligentes sagen zu wollen. Ich erfuhr, dass sie auf dem Rückweg nach Paris war. Sie hatte in Morges ihre Tochter besucht, schwärmte vom Genfersee und wirkte ganz besonders vergnügt, wenn sie von ihren Enkelkindern erzählte. Ich schaute sie genauer an, bemerkte, dass Mund und Nase und die gesamte Augenpartie von winzigen Lachfältchen umspielt wurden und spürte, während ich zuhörte und mich dabei in ihr Gesicht vertiefte, wie sich ihre Unbeschwertheit nach und nach auf mich übertrug. Zum ersten Mal seit langer Zeit kam so etwas wie Vorfreude auf.

Ich hatte im Zug zu arbeiten versucht, konnte mich aber nicht konzentrieren. Vielleicht, weil sich erst jetzt, hier neben der fremden Frau, eine gewisse Ruhe einstellte, sich ganz allmählich einzelne Gefühle von anderen unterscheiden ließen. Was monatelang im ganzen Körper als panisch überhitzter, niemals innehaltender Schrecken verteilt gewesen war, was sich angefühlt hatte wie ein brodelnder Brei, der überzukochen und nach draußen zu schwappen drohte, beruhigte sich jetzt beim Sitzen, Zuhören, Fahren und Schauen, kühlte allmählich ab und erlaubte endlich auch erste genauere Blicke auf seine Bestandteile. Was war das bloß für ein seltsamer Sud, der sich da im Laufe der Jahre und Monate in mir zusammengebraut hatte? Es fiel mir schwer, geordnet darüber nachzudenken. Sofort zu erkennen war die Wut. Sie hockte da wie eine fette Kröte, unbeweglich und plump, irgendwo dicht unter dem Kinn, vibrierte theatralisch und versuchte, alles um sie herum mit ihrem hässlichen Quaken zu übertönen. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, nie saß sie so tief und so fest wie die Angst, die sich zwischen Zwerchfell und Magen breit gemacht hatte und auf die Gedärme drückte. Und dann gab es noch ein drittes, rätselhaftes, doch fast ebenso vertrautes Gefühl, für das ich keinen Namen hatte, das mir aber auch schon in anderen Situationen begegnet war. Es kam etwas später als die anderen. Meist stellte es sich

ein, sobald die Wut stiller wurde, resignierte, ihr Wollen und Rasen und Toben allmählich aufgab und die ganze Verzweiflung in eine Art gefriergetrocknete Abstraktion überführte. Man wusste, dass man verzweifelt war, wenigstens im Prinzip, man wusste auch, dass diese verzweifelte Wut jederzeit aufgebrüht und wieder angeheizt werden konnte, doch momentan spürte man sie nicht, so sehr man sich auch darauf konzentrierte. Die Frau mit dem orangenen T-Shirt hätte vielleicht einfach gesagt, sie sei nicht mehr wütend. Ja, so hätte man das auch sagen können. Doch bei mir war das anders. Meine Gefühle zogen irgendwann vom Körper hinauf ins Gehirn und begannen dort ein phantastisches Eigenleben zu führen.

Dieses Dritte war, so lautete meine Diagnose auf der Fahrt nach Paris, eine paradoxe Mischung aus Selbstverlust und Triumph, dem Triumph, endlich doch noch entronnen zu sein, sich selbst gerettet, wenn auch in die Verlorenheit gerettet zu haben, und nun, entronnen und gerettet, mit zweihundert Stundenkilometern durch eine grüne Sommerlandschaft zu flitzen, mit fröhlichen, fremden Menschen zu plaudern, Kaffee zu trinken, als wäre nie etwas gewesen, im Kopfhörer Flamencogesang, die Musik der Nomaden, Oud und Gitarre, Tabla und Cajón, arabische und spanische Lieder, dunkle, dramatische, kraftvolle oder brüchige Stimmen, in denen die Trauer und die Träume der Völker weiterschwingen, Oum Kalthoum, Paco di Lucía und Juana la del Relvelvo – arouh lameen wa aqoul – yatoul baadak, wa aesh baadak, las flores no valen nada, lo que vale son tus brazos cuando de noche me abrazan. Der Hall dieser Lieder war gewaltig, Höhe, Weite, Tiefe, man wurde beim Zuhören leise und klein, ich sah breite Avenidas, Kathedralen und Moscheen, sah Hochhäuser, Flughäfen und Wartehallen, spürte die klimatisierte, freundliche Kühle von Hotelzimmern, in denen sich manchmal dieses anonyme Wohlgefühl einstellt, ein Schweben und Nicht-mehr-Dasein, das zum Teppichboden und zur Stille

einer zwölften, sechzehnten oder vierundzwanzigsten Etage gehört, das mich weich und selbstverschwenderisch werden lässt, als wäre ich schon vor Jahren gestorben.

Die Frau hatte aufgehört zu sprechen, war nun wieder in ihre Kreuzworträtsel und Sudoku-Seiten vertieft, ich leerte meinen Kaffeebecher, aß Nüsse und getrocknete Aprikosen, holte ein neues, noch in Wien gekauftes Buch aus dem Koffer, in dem es um Skandale im Gesundheitswesen ging, um Organhandel und die Manipulation von Wartelisten, blätterte lustlos darin herum, legte es schließlich zur Seite, weil ich merkte, dass mein innerer Rede- und Gedankenfluss stärker war als die Probleme der Welt.

Säße er mir jetzt gegenüber, mit seinem typischen, immer leicht verkniffenen Blick, säuerlich irritiert, stets auf der Lauer, parat, imaginäre Angriffe abzuwehren – jetzt bloß keine falsche Bemerkung! Keine Frage oder falsche Bewegung! Diese Vorsicht hatte ich mir über Jahre antrainiert. Doch anstelle von Adrian saß da jetzt nur die grauhaarige Frau mit den hölzernen Ohrringen, lächelte und seufzte und schien mit allem zufrieden. Und weil er da jetzt nicht saß, gar nicht sitzen konnte, weil ich ja allein unterwegs war, sah ich plötzlich auch die goldenen Ballen auf den ersten abgeernteten Weizenfeldern, sah da draußen helle Punkte, die beim Vorüberfahren eine Art Stoffmuster ergaben, einen Kissenbezug oder eine Ostertischdecke, fröhliche gelbe Kreise auf grünem Grund, vereinzelt auch dicke hellbraune und schwarzweiße Kleckse. Das waren, wie ich in Sekundenbruchteilen begriff, Kühe, die träge und satt wie Felsen im eigenen Kot lagen. Und ich sah den durch die Zugscheiben steingrau getönten Himmel, ein sattes Grau, das ins Unwirkliche changierte, ein Kinogefühl, einzelne Wolken im Spiegel des gegenüberliegenden Zugfensters, von rechts nach links ziehende Himmel, Weite, unfassbare Leere, im Kopfhörer Töne, die vom Kinn hinunter ins Zwerchfell flossen und von dort aus den Magen

erreichten: Alles geht vorüber, alles zieht vorbei und vorüber, Stück für Stück höre ich die Lieder der Gitanos, Tango und kubanische Rumbas, französische Chansons und kanadische Balladen, die vom Entkommen erzählen: You've travelled this long / you just have to go on / don't even look back to see / how far you've come / there is nowhere to stop / anywhere on this road / this is the end / you get carried away / and turned around / over and over.

Das aber hätte er verstanden, gewiss: over and over! Adrian hatte immer ein feines Gespür für das Ende der Dinge gehabt, ein Ende, das er manchmal schon ahnte, bevor die Dinge überhaupt begonnen hatten.

Es war unmöglich, an diese Dinge zu denken, an all die plötzlich endenden und nie wirklich begonnenen Dinge, ohne die Wut zu spüren, oder wenigstens das Ziehen und Würgen unter dem Kinn. Sobald ich an Adrian dachte, erfasste mich eine Art Übelkeit. »Ich finde dich zum Kotzen, ja Adrian Santner, du bist einfach zum Kotzen!«, ich könnte mich übergeben, wenn ich an ihn denke, eine besondere Form der Hingabe vielleicht. Alles herauszukotzen, leer zu werden. Ja, over and over, solchen Hass hätte er verstanden. Das war seine Welt. Darauf hätte er reagiert. Und sich sofort wieder ins Bett zurückgezogen, stundenlang, nicht ansprechbar, kalt und stumm wie ein Stein. Ich aber hätte wieder vor der verschlossenen Tür gestanden, hätte gerufen, beschwichtigt, gebettelt, bis zur Ohnmacht gelähmt und von allem entfernt, auch von mir selbst, was auch immer das zu bedeuten hatte. Von sich selbst entfernt sein. Wie ist so etwas überhaupt möglich? Over and over, ja, das Ende hatte er immer verstanden. Nicht aber das Glück des Aufbruchs und der Flucht, das dritte Gefühl. I was caught in a storm / things were flying around / doors were slamming / I got turnend around / turned over and over.

Wir fuhren langsamer. Am Zugfenster erschien eine Eule. Ich war erstaunt, es war ja noch Tag, die Dämmerung

hatte noch nicht begonnen. Mit ruhigem Flügelschlag durchschnitt sie den Himmel, der sogleich klarer und heller wurde. Abendlicher Scheibenwischer am Firmament, freie Sicht auf den Horizont. Die Eule entfernte sich so schnell, wie sie gekommen war. Zuletzt erschien sie als winziger schwarzer Punkt am oberen Bildrand. Abblende.

Es soll Menschen geben, für die Paris ein Schönheitstraum ist, ein Traum von Totalität und Vollendung, vielleicht auch nur der Traum, endlich angekommen zu sein, angekommen an einem Ort, der weit genug vom eigenen Ursprung entfernt ist, weit genug, um frei atmen zu können, weil sich erst hier ein Rhythmus ergibt, mit dem man endlich und für immer Luft schöpfen kann, sich und alles Stickige aus- und hinwegatmet, aus der Enge und der Ohnmacht ins Offene stürzt, so wie ich hier und heute auf meiner Fahrt nach Paris. Und mir ist, als fließe das Blut der Stadt auf mich zu, als müsse mein Herz sich kaum anstrengen, es im eigenen Kreislauf aufzunehmen und im ganzen Körper zu verteilen. *The whole world spinning within you / when you're walking into town.* Man kann Paris erträumen und beschreiben, wahrscheinlich sogar berechnen. Wer sich Paris annähert, misst jeden einzelnen Kilometer, oder die Jahre, Wochen und Tage seines Aufenthalts, vielleicht auch die Körpertemperaturen der Reisenden, das Fieber der Stadt und die Dichte der Wolken.

Doch die Schönheit von Paris war nur ein Vorwand gewesen. Frau Trinkl-Gahleitner sollte glauben, es gehe mir um Sightseeing, um Attraktionen, spezielle Atmosphären, Spuren der Weltgeschichte und den Puls der Zeit. Paris würde mich inspirieren, hatte ich ihr gesagt. Solche Sätze muss man zum Glück nicht weiter erklären. Dass Paris eine Quelle der Inspiration ist, davon geht eine Verlegerin wie Leonie Trinkl-Gahleitner ganz selbstverständlich aus. In Wirklichkeit ging

es darum, einen Ort zu finden, der möglichst weit von Wien und nicht allzu weit von Genf entfernt war. Und es ging um Dimiter. Ich hatte ihn im deutschen Fernsehen gesehen. Er war Paris-Korrespondent des Westdeutschen Rundfunks. Zum ersten Mal aufgefallen war er mir, als er vor drei Jahren in den Abendnachrichten über den Absturz der französischen Concorde berichtete. So etwas war damals, im Juli des Jahres 2000, noch eine wirklich große Katastrophe gewesen. Heute würde man so einem Unglück wahrscheinlich mit mehr Gelassenheit begegnen. Man gewöhnte sich an so vieles. Wahrscheinlich war auch der Weltuntergang letztlich Gewöhnungssache. Die Öffentlichkeit konnte nicht jeden Tag mit neuen Katastrophenmeldungen aufgeschreckt werden, sie mussten dosiert werden, eine alte journalistische Grundregel, die auch ich noch lernen musste, obwohl ich nie in der Tagesberichterstattung gearbeitet hatte.

Es war in der Abendschau gewesen, die Adrian und ich manchmal in Wien sahen, wenn wir für einmal einen harmonischen Tag gehabt hatten, und ich von ihm dafür mit Nachtisch und Champagner belohnt wurde. Den durfte ich dann im frisch gemachten Bett trinken, dabei Nachrichten und Fernsehkrimis schauen, die Adrian aus einer illustrierten Programmzeitschrift auswählte. Wenn wir uns stritten, blieb der Fernseher ausgeschaltet. Doch auch zuhause, im Genfer Kabelangebot, gab es deutsche Fernsehsender, und seit Dimiter ab und zu in den Nachrichten auftauchte, schaute ich wieder gelegentlich fern. Man sah ihm an, dass er bei den Aufnahmen Lampenfieber hatte, dass er Mühe hatte, sich vor der Kamera im Griff zu behalten, ein leiser Kampf mit der Angst, den vielleicht nur ich sah. Denn Adrian blickte ungerührt in Dimiters schwankendes Bildschirm-Gesicht, ging zwischendurch in die Küche, um sich ein Bier zu holen, hörte weiter zu und meinte schließlich, das mit der Concorde sei eigentlich nicht mal das Schlechteste, die ewige Schlud-